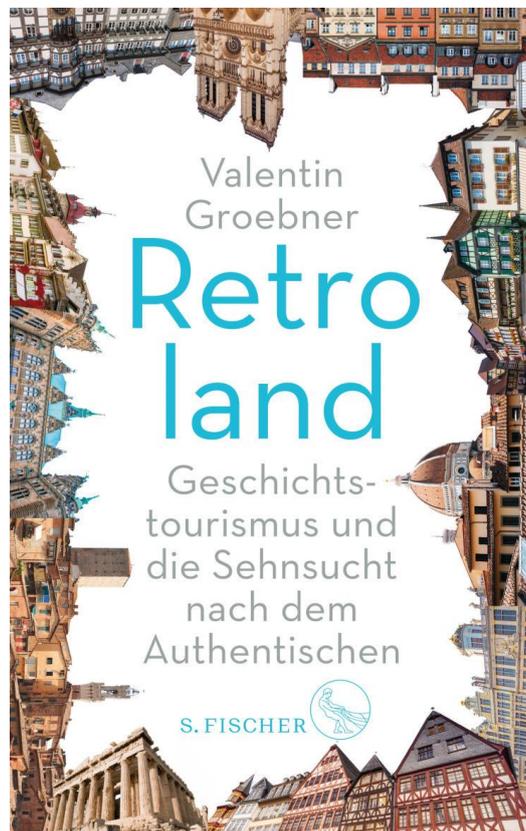


Leseprobe

Valentin Groebner
***Retroland. Geschichtstourismus und die
Sehnsucht nach dem Authentischen***

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2018
ISBN 978-3-10-397366-2

S. 163-180



6 Dieser Ort ist eine Zeitkapsel

*»Tanto difficile da immaginare,
davvero, il paradiso? Ma se basta
chiudere gli occhi per vederlo, sta
lì dietro, dietro le palpebre, pare
che aspetti noi, noi e nessun altro.«*
Giovanni Raboni

Relativ umfangreiche, gut funktionierende und in sich kohärente Teile der eigenen Wirklichkeit bestehen aus Fiktionen: Tourismus ist einer davon, mit seinen selbstbewussten Inszenierungen von etwas, das außerhalb von ihm nirgendwo existiert. Warum, habe ich am Beginn dieses Buchs gefragt, geht das nicht ohne dauernde Bezüge auf das Authentische von früher? Warum der beharrliche Rekurs auf die Ursprungsgeschichten als Wurzeln und Quellen der eigenen Identität? Und wenn diese Identität als historisch definiert wird und aus der Vergangenheit kommt, wie kann – oder muss – sie dann immer wieder neu erlebt werden?

Deswegen die Ortstermine in den vorangegangenen Kapiteln, als Lokalaugenschein. Was sieht man von der Geschichte, wenn man die Sainte-Chapelle und Notre-Dame de Paris besucht, die Luzerner Kapellbrücke, den Adam's Peak auf Sri Lanka und das Martelltal in Südtirol? Die geträumte Reise zurück in die Vergangenheit erzeugt ganz unterschiedliche Formen von wieder sichtbar gemachter Geschichte in der Gegenwart. Das einzige wahre Ausland, das einem

angesichts der touristischen Welteroberung im 21. Jahrhundert noch verbleibe, sei die Vergangenheit, habe ich zu Beginn Hans Magnus Enzensberger zitiert. Aber dieser Sehnsuchtsort ist im Gegensatz zu den pittoresken Altstädten, den paradiesischen Tropeninseln, Mittelmeerstränden und Alpenhotels, die uns in den vergangenen Kapiteln beschäftigt haben, wirklich weit weg. Genauer gesagt: un- erreichbar.

Inseln, Schichten, Spiegelbilder

Die Unterscheidung zwischen der Vergangenheit – unveränderbar, unbretbar, futsch, perdu – und der Geschichte, ihrer Reproduktion und Neuerzählung in der jeweiligen Gegenwart, kann man tatsächlich besichtigen. An der heutigen Grenze zwischen der Türkei und Armenien liegt die Stadt Ani, griechisch Harpasus: An der nördlichen Seidenstraße gelegen und zuerst von Byzanz, dann vom seldschukischen Reich kontrolliert, zählte sie im 12. und 13. Jahrhundert mehr als 100 000 Einwohner und erhielt den Beinamen »Stadt der 1001 Kirchen«. 1319 wurde die Stadt von einem Erdbeben verwüstet und begann zu schrumpfen. Seit mehr als 300 Jahren ist sie vollständig verlassen. Mehr oder weniger erhalten sind Teile der Stadtmauern und der Kathedrale aus dem 11. Jahrhundert, einiger Kirchen und Kapellen, die Zitadelle und die seldschukische Moschee. Die Ruinen werden nur von wenigen Touristen besucht. Ihr armenischer Ursprung wird von offizieller türkischer Seite verschwiegen; auf einer Hinweistafel ist vage vom »christlichen Erbe innerhalb des Osmanischen Reichs« die Rede.¹ Und die Stadt zerfällt weiter.

Während Ani nur relativ wenigen Spezialisten bekannt ist, ist der Ise-Schrein weltberühmt. Das höchste Heiligtum des shintoistischen Japan, in der Nähe von Kyoto errichtet, stammt in seiner heutigen Form aus dem 7. Jahrhundert. Genauer: Es ist seine Form, die fast 1300 Jahre alt ist. Denn alle 20 Jahre wird die Tempelanlage komplett in exakt gleicher Form und in streng festgelegten traditionellen Techniken neu errichtet, nebenan; danach wird die alte abgerissen, die hölzernen Teile der Gebäude werden verbrannt, die unbrennbaren vergraben.² Die heute sichtbare Anlage stammt von 2013 und wird jährlich von mehr als sechs Millionen Menschen besucht.

Beide Orte illustrieren sehr schön das Verhältnis zwischen Vergangenheit und Geschichte. Vergangenheit ist vorbei: Sie ist verschwunden und nur als lückenhafter, kaputter Überrest greifbar. Es sei denn, man verwandelt sie in Geschichte, in jetzt, heute, wirksame Erzählung, Visualisierung, als Ergebnis der Arbeit lebendiger Protagonisten. Ani und Ise sind zwei extreme Beispiele für diese Kategorien. Das Prinzip Ani: keine Geschichte, sondern nur Vergangenheit – die langsam, aber unwiderruflich zerfällt. Oder das Prinzip Ise: alle 20 Jahre neu bauen – reine Geschichte, keine Vergangenheit.

Sehr viel häufiger treten die beiden Prinzipien in Mischungsverhältnissen auf, etwa bei den historischen Wahrzeichen in europäischen Altstädten, denen wir in den vorangegangenen Abschnitten begegnet sind. Noch häufiger sind Gebäude, in denen gleichzeitig die Überreste aus unterschiedlichen Epochen präsentiert werden, in übereinandergelegten Zeitschichten. Die kunstvolle Renaissancefassade des Palazzo Fantuzzi in der Altstadt von Bologna zum Beispiel stammt von 1521. Sie ist am Beginn des 21. Jahrhunderts aufwendig restauriert worden.

Ebenso minutiös wiederhergestellt wurden auch in Schwarz und Weiß gehaltene Aufschriften. Sie informieren den etwas verblüfften Betrachter über Schutzräume (der Eingang sei gleich hinter dem Portal) und die Nummern der Luftschutzwarte bei »incursioni aeree«, also Luftangriffen. Aufschriften und Telefonnummern von 1943 und 1944 sind damit in denselben Rang von sehenswerter Vergangenheit versetzt wie die Fresken und die Architekturdetails der Fassade aus dem 16. Jahrhundert: kunstvoll restauriert, so dass sie zwar wie aus früherer Zeit stammend, aber nicht hinfällig aussehen; dauerhaft alt, sozusagen.

Das geht auch umgekehrt. In Frankfurt am Main ist im ehemaligen Verwaltungsgebäude des Chemiekonzerns I.G. Farben, 1928 von Hans Poelzig erbaut, seit 2001 ein Teil der Universität untergebracht. Das riesige Gebäude mit seiner strengen, wuchtigen Fassade ist sorgfältig renoviert worden, und auf jedem Stockwerk gibt es große Glastafeln mit Informationen in Deutsch und Englisch zur Geschichte des Konzerns, zu seiner Kooperation mit den Nationalsozialisten und seiner Beteiligung an der Kriegswirtschaft und der Organisation der Konzentrationslager.³ »Aber eines ist schon merkwürdig«, sagt der junge Kollege, der mich durch das Gebäude führt: Fast alle Spuren davon, dass das Gebäude nach 1945 für 50 Jahre Sitz der amerikanischen Militärverwaltung war, seien wegrenoviert. Die sorgfältig ausgestellte Erinnerung an die Jahre 1928 bis 1945 ist offenbar gleichzeitig Verschluss: Sie lässt die dreimal längere Geschichte der amerikanischen Nutzung verschwinden. Nur das ehemalige Büro General Eisenhowers werde gerne genutzt, für besondere Anlässe.

Geschichte machen als Performance, wie bei den Humanisten im 16. Jahrhundert: Das Restaurieren von alten Überresten ist nicht ein-

fach nur Erhaltung, sondern Auswahl der richtigen Phase der Sehenswürdigkeit, angewandtes Zeitmanagement. Präsentiert wird dabei eine neue Geschichte, gereinigt von den unpassenden oder einfach überflüssigen Teilen der Vergangenheit. Der Parthenon in Athen ist ein besonders berühmtes und touristisch intensiv genutztes Beispiel. Zum Inbegriff eines klassischen Stilideals war es durch den erstmals 1762 publizierten Bildband »The Antiquities of Athens« geworden, der die antike griechische Architektur als Vorbildsammlung einem gebildeten europäischen Publikum erschloss. Zum Wahrzeichen werden konnte der Tempel aber erst dadurch, dass nach 1832 alle Überreste der Moschee entfernt wurden, in die das Gebäude nach der Eroberung der Stadt durch die Osmanen im 15. Jahrhundert verwandelt worden war. Bis dahin war es eine Marienkirche gewesen.⁴

Sigmund Freud hat in einem berühmten Brief – »Eine Erinnerungsstörung auf der Akropolis« – ein eigenes Ferienerlebnis dort als Beispiel für das vertrackte Verhältnis zwischen der Vergangenheit und den eigenen Wünschen analysiert. »Also existiert das alles wirklich so, wie wir es auf der Schule gelernt haben?« Nein, habe er 1909 ausgerufen: »Nach dem Zeugnis meiner Sinne stehe ich jetzt auf der Akropolis, allein ich kann es nicht glauben.«⁵ Als Freud das schrieb, war der Parthenon einer der häufigsten im Bild vervielfältigten Orte der Welt: Das Historische an der historischen Sehenswürdigkeit steckt immer auch in solchen zeitgenössischen Reproduktionen. Jedes solche Monument ist ein multimedialer Komplex, über mehrere Zeitschichten verteilt, in ständiger leiser Veränderung begriffen und mit externen Hinzufügungen, ohne die ein Überrest gar kein historisches Monument werden kann, und erst recht keine historische Sehenswürdigkeit.

Im Extremfall ist eine solche Hinzufügung einfach Verdoppelung dessen, was aus der ebenso unzugänglichen wie unzulänglichen Vergangenheit übrig geblieben ist. Besonders empfindliche historische Monumente wie zum Beispiel die Höhlenmalereien von Lascaux kann man nicht im Original besichtigen, sondern nur noch in Form exakt nachgebildeter Repliken. Dieselbe Lösung hat man für viele populäre Sehenswürdigkeiten aus der Vergangenheit gewählt, von den Megalithen von Stonehenge über die Sandsteinfigur des Bremer Roland bis zu den Statuen auf der Fassade des Basler Münsters – wenig, so scheint es, ist für Denkmäler so zerstörerisch wie das allzu intensive Interesse ihrer Besucher. Im Fall von Stonehenge hat ein boshafter britischer Künstler sogar eine Kopie der Kopie hergestellt, als mobile, aufblasbare Hüpfburg, mit riesigem Erfolg.⁶

Die drei mittelalterlichen Burgen in Deutschland mit den meisten Besuchern – Hohenstaufen, die Wartburg und Neuschwanstein – stammen alle aus dem 19. Jahrhundert. Ich würde die Wiedererrichtung mittelalterlicher Monumente aber nicht als historistischen Exzess belächeln: Sehenswürdigkeiten aus mittelalterlichen Vergangenheiten werden auch im 21. Jahrhundert neu gebaut. In Island ist geplant, den mittelalterlichen Dom in Skalholt aus dem 14. Jahrhundert wieder aufzubauen. Im burgundischen Guédelon entsteht seit 1997 eine Burg aus dem 13. Jahrhundert ausschließlich mit mittelalterlichen Handwerkstechniken neu; mit jährlich mehr als einer Viertelmillion Besuchern ist sie eine extrem erfolgreiche Touristendestination. Im österreichischen Friesach wird seit 2009 eine Burg aus dem frühen 13. Jahrhundert nach denselben Prinzipien neu gebaut, Slogan: »Erlebnis Burgbau«. Bei Messkirch im Schwarzwald wird seit 2012 gleich eine komplette Klosterstadt aus dem 9. Jahrhundert neu errichtet,

ebenfalls streng mit rekonstruierten Handwerkstechniken des Frühmittelalters. Die dafür verwendeten Slogans: »Eine einzigartige Zeitreise«, verkündet die Website des Projekts, »Bauen wie vor 1200 Jahren«, und jeder könne dabei sein. »Mittelalter hautnah erleben.« Und: »Hier läuft die Uhr anders.«⁷ Hüpfburgen in die Vergangenheit, selbstgemacht.

Beim Parthenon ist das Verhältnis zwischen Altem und Neuem noch komplexer. Das Original ist offen für touristische Besichtigung, hat aber wegen des schwierigen Erhaltungszustands der Tempelanlagen den Charakter einer dauerhaften Baustelle, eine ununterbrochene und unabschließbare Rettung, könnte man sagen. Das Parthenonmuseum am Fuß der Akropolis, nach langwieriger Planung 2009 eröffnet, bietet dafür die gereinigte Über-Version: Sein dritter Stock hat exakt die Maße und die Ausrichtung des Originals, um den antiken Marmorfries in ganzer Länge und in der originalen Reihenfolge zeigen zu können. Die 1801 abtransportierten Teile, die sich heute im British Museum befinden, sind so wenigstens als Repliken repatriert. Das Museum hat fünf Millionen Besucher pro Jahr: Es ist ein Spiegel besonderer Art, ein Affirmationsapparat, der Unpassendes sehr effizient zum Verschwinden bringt – die moderne glitzernde Großstadt direkt darunter (durch große Sichtblenden vor den Fenstern unsichtbar gemacht) ebenso wie drei Jahrhunderte Osmanisches Reich und ein Jahrtausend Byzanz. In einer großen Vitrine ist im Parthenonmuseum auch ein weiteres Modell des kostbaren Heiligtums zu besichtigen, als Kopie in der Kopie: das Parthenon verkleinert nachgebaut in buntem Plastik. Nein, nicht mit Playmobil, das würde jetzt wirklich zu gut passen. Aber mit Lego.

Das neue Leben, das dem Überrest der Vergangenheit eingeflößt wird, ist über seine Bedürftigkeit definiert: Es braucht Ergänzungs- und Vervollständigungsvitamine. Das Parthenon ist auch dafür ein schönes Beispiel. »Die ganze anscheinend verworrene und schwer darstellbare psychische Situation«, hatte Sigmund Freud am Ende seines Briefes 1936 geschrieben, »löst sich glatt durch die Annahme, daß ich damals auf der Akropolis einen Moment lang das Gefühl hatte – oder hätte haben können: *was ich da sehe, ist nicht wirklich.*« Seit 2015 ist das Parthenon nachts in der neuen Beleuchtung eines eigens dafür engagierten französischen Architekturbüros zu sehen. Die Gerüste werden dadurch unsichtbar, während das Gebäude selbst über der Stadt zu schweben scheint, in Rosa, Grün und Orange, wie eine gigantische überzuckerte Eistorte. Was hätte Sigmund Freud dazu gesagt?

Alle Jahre wieder

Andere Sehenswürdigkeiten offerieren ihren Besuchern noch einmal andere Zeitordnungen. Warschau, Platz vor dem Königsschloss, 11 Uhr 15: Es ist ein kalter und trüber Dezembertag, aber über dem Haupttor des Schlosses öffnet sich ein Fenster. Ein Mann mit einer Trompete erscheint; er spielt eine Melodie, die von den Fassaden der Häuser gegenüber widerhallt.

Das geschehe jeden Tag, sagt meine Führerin. Der Mann spiele die Hymne der Stadt Warschau, immer um genau diese Zeit: Denn beim ersten Bombenangriff der Wehrmacht auf Warschau im September 1939 sei die Uhr auf der Fassade des Schlosses nach einem Bombentreffer auf 11 Uhr 15 stehengeblieben. Das Warschauer Schloss und

die gesamte Altstadt wurden im August 1944 von der Wehrmacht systematisch zerstört. Heute, so erzählt meine Führerin weiter, hätten nur fünf Prozent der Einwohner der Stadt Vorfahren, die vor 1939 ebenfalls schon in Warschau gewohnt haben. Drei Viertel der 1,3 Millionen Stadtbewohner haben den Krieg nicht überlebt. Die Altstadt wurde zwischen 1949 und 1955 als minutiöse (und teilweise fiktive) Rekonstruktion wieder aufgebaut, das Schloss zwischen 1977 und 1988, aus privaten Spenden finanziert.⁸ Seit dem Ende der kommunistischen Regierung 1989 wird jeden Tag um 11 Uhr 15 die Hymne von einem Trompeter gespielt.

Die stehengebliebene Zeit muss immer wieder neu in Bewegung gesetzt werden, damit die Geschichte nicht verschwindet: stillstellen und wieder starten, eine Hymne lang, vier Minuten ungefähr – bis zum nächsten Stillstand. Die Unterbrechung muss immer wiederholt werden, sonst würde sie ja selbst verschwinden: Wer die Zeit zum Zweck der weihvollen Erinnerung einmal stoppt, muss sie immer wieder stoppen. Bei welcher Strafe eigentlich, fragt man sich unwillkürlich, was würde geschehen, wenn der weihvolle Erinnerungsaugenblick unterlassen würde?

Es lohnt sich, sich in den Gassen rund um das Warschauer Schloss umzusehen. Die vor 60 Jahren rekonstruierten Altstädthäuser – wieder aufgebaut wurden nur vor 1850 entstandene Häuser – müssen jetzt selbst restauriert werden, deswegen sind viele Fassaden eingerüstet. Die damit beauftragte Firma heißt »Monument Service«; daneben begrüßt einen hinter einer mit Graffiti geschmückten Renaissancefassade der »Nike Flagship Store«. Ich bin Anfang Dezember dort; vor dem ebenfalls wieder aufgebauten Rest der mittelalterlichen

Warschauer Stadtmauer ist ein Weihnachtsmarkt aufgebaut, gestaltet als eine lange Folge verkleinerter Ritterburgen aus Holz, und es gibt Glühwein, Süßigkeiten und das Zeug in Rot und Glitzer, das es auf allen Weihnachtsmärkten gibt. Ich erinnere mich an den Tourismus-Planeten, den die Science-Fiction-Autorin Ursula LeGuin in einer ihrer Erzählungen beschrieben hat: Auf ihm können die Besucher an unterschiedlichen Destinationen dasjenige Fest feiern, das sie gebucht haben, und zwar jeden Tag. Auf der Weihnachtsinsel ist immer Heiligabend; auf der Osterinsel kommt jeden Tag der Osterhase, auf der Silvesterinsel wird täglich mit Champagner, Feuerwerk und guten Vorsätzen der Anbruch eines neuen Jahres gefeiert. Verwaltet wird der Planet von der »Great Joy Corporation«.⁹

In Warschau fühlt sich der Effekt dieser Geschichte etwas unheimlich an: Plötzlich sieht die ganze Altstadt wie eine Verkaufskulisse aus. Die unvorstellbar vielen Toten des Zweiten Weltkriegs sind verschwunden, dafür sind die schönen alten Häuser des 16., 17., 18. Jahrhunderts wieder da. Könnte es sein, denke ich, dass Altstädte – zerstörte und wieder aufgebaute wie Warschau und Münster und restaurierte und aufgeschönte wie Luzern und Bologna – eigentlich Weihnachtsmärkte sind, Planeten aus einer ironischen Science-Fiction-Erzählung, und ihren Besuchern ist es im Grunde völlig gleichgültig, aus welcher Zeitzone die von ihnen durchwanderten Straßen stammen, solange sie dort Lebkuchen, Glühwein und in Ostasien produzierte Turnschuhe kaufen können?

Denn Weihnachten ist dasjenige Fest, das ganz unverstellt eine fiktive nostalgische Vergangenheit erzeugt. Vor ländlichen Holzhäuschen im Schnee tummeln sich rotgekleidete Weihnachtsmänner, weiß-

goldene Engel, das Christkind und das Rentier mit dem Schlitten, plus blinkende blaurotweißgrüne Lichterketten und von innen beleuchtete überdimensionierte Schneemänner aus weißem Plastik: Als ob der Schnee alles gutmachen würde, wenn er einmal rechtzeitig käme. Weihnachten ist die rituelle Obsession mit der Nostalgie: Es verleiht dem diffusen Gefühl Ausdruck, das einem jene ländliche Idylle abhandengekommen sei, in der man aufgewachsen ist, eigentlich. Die Dekorationen erschaffen ein verschneites Wunderland, das gleichzeitig in Salzburg und Oberbayern (das blonde Christkind), Neu-England (Rudolph, das rotnasige Rentier), London (Kamine, Socken, Dickens), in Schweden und im Erzgebirge irgendwann im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts angesiedelt ist. In ihm existieren die beiden Orte nicht, an denen die meisten Bewohner im 21. Jahrhundert den größten Teil ihrer Zeit verbringen, nämlich Fabriken und Büros. Dafür gibt es aber selige Infantilisierung als Pflicht. Kaum, dass Weihnachten vorbei ist, ist es den meisten Leuten peinlich. (Oder sie sind erleichtert.) Genauso unentrinnbar wird es elf Monate später wiederkommen.

Das Narrativ, auf dem der Tourismus beruht, ist das der Reise in die Zeit als Ort gesteigerter Empfindung; ein Ort, an dem der Besucher in die Vergangenheit eintauchen kann, ohne dass seine eigene Zugehörigkeit zur Moderne bedroht oder in Frage gestellt wird. Die besuchte Vergangenheit muss ausreichend Kontraste zum eigenen Alltag bieten, aber problemlos praktisch benutzt, besichtigt und fotografiert werden können. Das erzeugt Paradoxa: unsere eigenen Ursprünge, aber fremd und verlockend exotisch; das Parthenon als Geburtsort eines modernen westlichen Europa, das es aber gleichzeitig auszublenden hat; das wieder aufgebaute Warschau als Erinne-

rung an den nationalen Opfergang, in dem man sich gleichzeitig amüsieren und shoppen kann. Diese Widersprüche beeinträchtigen die Wirkung der Sehenswürdigkeiten nicht, sondern erhöhen sie nur. Erzählungen, das wissen die zuständigen Spezialisten aus der Literaturwissenschaft, sind umso stabiler, je mehr und je weiter auseinanderliegende Optionen und Gebrauchsweisen sie simultan an sich binden können.¹⁰

Das Fazit ist naheliegend: Alles, was einen Ort als Anfang und historischen Ursprung wirken lässt, ist später hinzugefügt worden. Sonst würde er für seine Besucher in der Gegenwart nicht funktionieren. Denn am Ort des historischen Ursprungs befindet sich gewöhnlich nichts – der Anfang ist ja vorbei, weg, vergangen. In den vorangegangenen Kapiteln haben wir eine ganze Reihe von Lokalaugenscheinen an solchen Orten gemacht, von mittelalterlichen Schlachtfeldern und Kathedralen bis zu nationalen Jubiläumsfeiern und den Inszenierungen von Unterhaltungsindustrie und Gegenkultur. Damit ein Ort zur historischen »Stätte« werden kann, die man besucht, um sich mit Frischem von früher aufzuladen und zu verjüngen, muss der Überrest, die Spur, das Monument wiederhergestellt werden, installiert und restauriert; und die dazugehörigen Geschichten müssen ständig neu aktualisiert werden, um wirksam zu bleiben.¹¹

Das Ursprüngliche kann deswegen gar nicht anders sein als unsichtbar. Die intakte authentische Vergangenheit liegt als blinder Fleck im Wortsinn außerhalb all jener Verlustgeschichten, zu denen der Tourismus ein so intensives Verhältnis unterhält. Beim Reden über die Zerstörung des schönen Früher durch Modernisierung und touristische Erschließung wird stets stillschweigend vorausgesetzt, dass es einen

Punkt gegeben habe, von dem aus diese Schönheit – die intakte mittelalterliche Altstadt oder ihre Kathedrale, die alpine Landschaft, die Alltagskultur der Bauern und Fischer, der paradiesische Strand – unmittelbar und unvermischt wahrgenommen, beschrieben und dokumentiert werden konnte, in ihrer Reinheit und Vollständigkeit. Das ist mit dem melancholischen »noch« gemeint, das die Beschreibungen der Veränderungen durch Fremdenverkehr und Reiseführer seit mehr als 150 Jahren skandieren. Als Belege dafür – Belege für den Verlust, wohlgemerkt – werden dann Autoren von 1975 oder 1910, 1830 oder 1790 zitiert, die da waren, als der besuchte Ort noch echt war, authentisch, rau und unbefleckt schön. Seit es den organisierten Fremdenverkehr gibt, waren die Besucher überzeugt davon, nur noch die beschädigten Überreste eines einst viel eindrucksvolleren, aber inzwischen leider unwiderruflich zerstörten Gesamteindrucks vor sich zu haben.¹² Diese Vergangenheit als perfekte zerbrechliche Welt unter Glas hat aber nur im Blick zurück existiert: Sie ist immer schon verloren gewesen. Deswegen hat man auch so oft Heimweh nach Orten, an denen man noch nie war.

Ursprungserzählungen als Reden mit den Toten

Die Metapher ist so verbreitet, dass man aufgehört hat, sie überhaupt zu bemerken, und sie ist auf den vorangegangenen Seiten oft gefallen. Historische Ereignisse lebendig machen. Die Vergangenheit wiederauferstehen lassen. Mit dem Slogan »Geschichte zum Leben erweckt« werben zur Zeit ein Stadtrundgang am Frankfurter Römer, ein Schlossmuseum in der Niederlausitz und das Bourbaki-Museum in Luzern um Besucher, sagt mir eine zuvorkommende Suchmaschine,

und die Liste ließe sich unendlich verlängern. Patrizierhäuser, Schlösser oder Panorama-Bilder aus dem 19. Jahrhundert sind nie lebendig gewesen, sehr wohl aber diejenigen, die sie bewohnt haben oder auf ihnen dargestellt sind: Es ist nicht schwer, in der Formel die banalisierte Version jenes gelehrten Versprechens wiederzuerkennen, mit dem Cyriacus von Ancona vor mehr als fünf Jahrhunderten die Aufmerksamkeit vermöglicher Gönner und Sponsoren auf seine besonderen Fähigkeiten im Umgang mit der Vergangenheit zu lenken versucht hat und von der im Kapitel 2 schon die Rede war. Er könne selbst die Toten wieder aus der Unterwelt holen und zum Sprechen bringen, hatte Cyriacus versichert – »zur glücklichsten Wiederherstellung der alten Zeiten«.¹³

Die Formel hat seither nichts von ihrer suggestiven Wirkung eingebüßt. Es gibt eine bekannte Anekdote, die den Mechanismus jedes Redens mit den Toten klarmacht. Sie stammt aber nicht aus dem 15., sondern aus dem 20. Jahrhundert. Während der Okkultismus-Begeisterung nach dem Ersten Weltkrieg traf der Entfesselungskünstler Harry Houdini 1922 auf Conan Doyle, den Autor des »Sherlock Holmes«, der fest überzeugt war von der Möglichkeit der direkten Verbindung mit der Vergangenheit durch übersinnliche Kräfte. Houdini war ein bekannter Skeptiker, und Conan Doyle hatte sich zum Ziel gesetzt, ihn von der Wahrheit der Kontakte mit dem Jenseits zu überzeugen. Auf einer spiritistischen Sitzung wurde Houdini mit Hilfe von Mrs. Doyle, die in Trance fiel, eine Nachricht von seiner verstorbenen Mutter überliefert. »Ich danke Ihnen«, diktierte sie in dem abgedunkelten Hotelzimmer der schreibenden Mrs. Doyle, »von ganzem Herzen... Mein einziger Kummer war, dass mein geliebter Sohn nicht wusste, wie oft ich ihm nahe war.« Doyle war begeistert.

Auch er, gab Houdini in einem Interview am Tag danach zu Protokoll, sei tief bewegt von diesem Erlebnis. Er sei das Kind ungarischer Einwanderer und heiße ursprünglich Erich Weiß; und seine Mutter habe in ihrem Leben nur Ungarisch gesprochen. Das habe er jetzt also erfahren, sagte Houdini: dass man, wenn man erst einmal tot sei, im Jenseits dann perfekt Englisch lerne.¹⁴

Denn die Toten reden selbstverständlich immer Englisch – das heißt, die Sprache des jeweiligen Publikums. Jede Wiederholung des Vergangenen ist das Produkt von sehr realer und in der jeweiligen Gegenwart stattfindender Arbeit; der von Mrs. Doyle, in unserem Beispiel. Die Formel von der Zwiesprache mit den Verstorbenen dient immer dazu, andere, sehr viel lebendigere Figuren verschwinden zu lassen. Das gilt auch für die akademische Geschichtswissenschaft, in der die Auferweckung und Befragung der verstorbenen Zeugen als rhetorische Technik eine lange Wirkungsgeschichte hat. »Freiwillig steige ich zu ihnen hinab und rufe sie an: Werdet ihr mir antworten, wenn ich sie frage?«

Nicht nur Gonzague de Reynold hat so geraunt; seine Formulierung lässt bewusst offen, an wen er sich eigentlich wendet. Die Auseinandersetzungen um Geschichtspolitik im 20. und 21. Jahrhundert sind mit großer Schärfe geführte Konflikte darum, wer das Recht hat, in der medialen Gegenwart – also jetzt – im Namen der Toten von früher zu sprechen. Die Vergangenheit ist das Äquivalent – die Chiffre, das Gefühlsfeld – für unabgeleitete Verbindlichkeiten: »Du bist den Toten« – sie werden gewöhnlich in der ersten Person Plural angesprochen, »unsere Toten« – »noch etwas schuldig«, lautet die Nachricht.¹⁵ Wer behauptet, im Namen der Toten zu sprechen und das Leiden

malträtiertes Menschen in der Vergangenheit zu empfinden und zu verkörpern, setzt aber sich selbst an die Stelle derjenigen, in deren Namen er oder sie auftritt. Substitution – ein bisschen wie bei den Humanisten vor fünf Jahrhunderten, die als zuverlässige Übersetzer ihrer antiken Autoritäten auftraten. Das kann, muss man aber nicht mögen.

Das Authentische erleben

Wenn aber die Toten stumm und abwesend bleiben und die Vergangenheit nicht mehr da ist, was ist dann mit dem Erleben und dem »Erlebnis« des Historischen gemeint, das in den Reiseprospekten und den Reiseberichten eine so zentrale Rolle spielt? Das Verb »erleben« steht für etwas, das nirgendwo anders stattfinden kann als im eigenen subjektiven Jetzt. Was Touristen am intensivsten besichtigen, sind ihre eigenen Empfindungen. Sie sind ganz unverstellt das eigentliche Reiseziel, wenn es um »Erleben« als einem vermeintlichen Zugang zu Ereignissen geht, die vor langer Zeit geschehen sind.

Organisiert wird dabei das Verhältnis zwischen der vertrauten Selbstwelt und der als echt, rau und ursprünglich imaginierten Fremdwelt, zur gegenseitigen Steigerung; ich intensiv im Echten. Auch in dieser Hinsicht sind Touristen die Nachfolger der Humanisten, die von ihren Vorgängern eine extrem geringe Meinung hatten und ihnen Leichtgläubigkeit unterstellten. Zugleich schrieben sie dem antiken Ursprung als Original maximale Authentizität und Wahrhaftigkeit zu – und sich selbst (und niemandem sonst) die Fähigkeit, diese Echtheit unmittelbar wahrnehmen, festhalten und wiedergeben zu können. Im Konzept des Erlebnisses ist dabei stets die Befürchtung mit-

enthalten, man habe es nicht intensiv und vollständig genug genutzt. »Perma-Adoleszenz« hat der Philosoph Mark Greif das genannt: Die Sehnsucht, die eigenen Jugenderfahrungen immer wieder neu wiederholen und erweitern zu können, gehe dabei mit dem melancholischen Gefühl einher, man habe das Echte, besonders Intensive auch diesmal verfehlt, schon wieder.¹⁶

Also noch einmal los? Mani, Peloponnes – ein Zipfel steiles Bergland, das ins Mittelmeer ragt, kleine Buchten, kurvenreiche Straßen. In Stoupa gibt es einen Sandstrand; im Juli vor allem von Gästen aus Großbritannien besucht, die mit rotem Kopf morgens um zehn in der heißen Sonne Bier trinken. Ein dünner, stummer Halbwüchsiger steckt farbige Flugblätter unter die Scheibenwischer der geparkten Wagen: Werbung für ein Restaurant im nächsten Dorf. »Experience the most authentic-traditional Greek cuisine!« Die pittoreske Landschaft, in der sich der Besucher bereits befindet, ist offenbar nicht griechisch genug: Das Angebot verheißt im Komparativ noch Echteres, Ursprünglicheres. Die Ferienwohnungen, die in den Dörfern und an den Buchten der kahlen wilden Berge von Mani neu errichtet werden, haben alle die Form der alten Wehrtürme, für die die Halbinsel berühmt ist. »Auf diese Weise«, sagt mein Begleiter gutgelaunt, »machen sie Mani immer manischer.«

Die touristische Geschichtsnutzung hat eine Reihe von Beschwörungsformeln, Zauberworten, magischen Versprechen. »Du darfst vergessen, dass die Vergangenheit vergangen ist«, lautet das Erste: »Es ist alles da, jetzt.« Die zweite Formel wird dagegen nur geflüstert, weil alle ihren Wortlaut kennen: »Aber das richtig Echte ist nur für uns.« Unendlich vervielfältigte Ingroup-Exklusivität inmitten des Reichs der *copia*,



13 »We never use the word authentic«. Anzeige, *London Review of Books*, September 2016

deutsch: Fülle. »We never use the word authentic«, verkündet die Anzeige des britischen Reisebüros, das in der *London Review of Books* für Urlaub in Griechenland und der Türkei für ein gebildetes akademisches Publikum wirbt. »Authentic« ist mit einem Sternchen versehen; darunter, kleiner gedruckt und augenzwinkernd: »Except on this occasion.«

Im Wunsch nach dem Authentischen steckt der nach dem unmittelbaren, intensiven ersten Mal, nach dem Angefasst- (und Überwältigt)-Werden durch das Echte. Damit ist nicht nur das antike griechische *authentès* als »eigenhändig, mit eigener Hand« gemeint, im Sinne eines juristischen Tatbestands. Die heutige Wortbedeutung kommt – woher sonst? – aus dem Mittelalter: Die kleinen Zettel, die seit dem 13. Jahrhundert den Reliquien, den kleinen Stückchen Kno-